

**Zeitschrift:** Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur  
**Herausgeber:** Gesellschaft Schweizer Monatshefte  
**Band:** 38 (1958-1959)  
**Heft:** 6

**Artikel:** Die Braut des Cervantes  
**Autor:** Azorín  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-160836>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 14.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

Infantin, sondern auf uns!! Will er *uns* etwa auf die hohe Leinwand bannen??

Von Velazquez selbst betrachtet zu werden, hat etwas Verwirrendes; und die Verwirrung wird noch größer, wenn wir als aufmerksame Betrachter des Bildes bemerken, daß *wir* den eigentlichen Modellen, dem König und seiner Gemahlin, den Platz versperren! Nicht *wir*, das Paar, das in der Ferne sich spiegelt, ist das wirkliche Ziel des Malerauges. Es war ein Irrtum zu glauben, Velazquez sehe uns an!

Die Bilder des Barocks erzählen nicht nur, sie zwingen den Betrachter zum Zwiegespräch, zum denkenden Schauen. Im Hin und Her, zwischen Bild und Beschauer, in der Bewegung offenbart sich der Geist. Den Imperativ der Klassik, von Rilke in das berühmte Wort gefaßt: «Du mußt Dein Leben ändern!», kennt der Barock nicht. Er will nur zum Leben und zum *Erleben* überreden.

(Schluß folgt)

*Nach einem im Germanischen Museum in Nürnberg gehaltenen Vortrag*

## DIE BRAUT DES CERVANTES

VON AZORÍN

... Ein hastiges Signal ertönt, weit ab, mit schrillum, unablässigem Geklingel. Kurz darauf und näher antwortet ein zweites mit lautem, hämmerndem Anschlag. In den großen, runden elektrischen Lampen zuckt es bisweilen; manchmal hat es den Anschein als ob sie verlöschen wollten, aber dann gewinnen sie plötzlich ihre gleißend weiße Lichtstärke zurück. Unter der weiten Glasüberdachung verfängt sich dröhnend das gewaltige Schnauben der Lokomotiven; man hört gedämpft entferntes Hupen; die kleinen Gepäckkarren rattern laut vorbei, stoßend und mit kreischenden Rädern; die Stimme eines Zeitungsverkäufers leiert eine traurige Melodie. Aufs neue ertönen lang und kurz die Piffe der Lokomotiven. Vor dem schwarzen Himmel in der Ferne, stehen unbeweglich die roten Punkte der Signale. Und ab und an zuckt es wieder schweigend in den großen, weißen, runden Lampen, mit dem kalten Licht...

Der Zug wird gleich abfahren. In mein Abteil steigt eine Dame in Trauer ein; mit ihr zwei Kinder, drei Kinder, vier Kinder, sechs Kinder. Sie sind alle noch klein, blond oder dunkel, mit seidigschimmernden Pagenköpfchen und glühenden Bäckchen. Der Zug wird gleich abfahren. Zu meiner Rechten, höchst ernst und höchst manierlich, sitzt ein kleiner Herr von vier Jahren, zu meiner Linken eine kleine Dame von drei; auf meinen Knien habe ich noch einen winzigen Kavalier mit zwei

Jahren. Der Zug wird gleich abfahren; der Wagen ist zum Bersten voll. Alles redet, alles lacht. Plötzlich durchschneidet ein schriller Pfiff die Luft, die Lokomotive schnaubt, der Zug setzt sich in Bewegung. . . Er läßt tausende von kleinen goldfarbenen Pünktchen hinter sich, die die große Stadt festlich beleuchten; ein sanftes Lüftchen weht durch die offenen Fenster herein. Das Land ist schwarz, es regt sich kein Laut. Im Unendlichen strahlen die Sterne mit geheimnisvollem Schimmer.

Ich bin ein kleiner Bürger, wohlbeleibt, heiter und väterlich. Das Bübchen, das ich auf den Knien halte, patscht mir mit seinen winzigen, fleischigen Händchen im Gesicht herum. Die zu meiner Rechten und Linken sitzen, fragen mich, einander überschreiend, nach allem möglichen. Ich erzähle ihnen ausgefallene Geschichten und lache dazu; ich fühle mich zufrieden und vergnügt. Die Luft ist rein und mild; die Sterne funkeln.

Ich bin ein kleiner Bürger, der in einem Städtchen an der Küste lebt, der ein großes Haus hat mit verwinkelt eingebauten Zimmern und einer breiten Sonnenterrasse, der einen schattigen Garten betreut, in dem es Weinlauben und weiße Säulen gibt, der einige wenige Bücher besitzt, die ganz verstaubt sind, und der nun eine Reise macht, umgeben von zwei, von vier, von sechs winzigen Kleinen, blonden und dunklen, voll Gelächter und voll Wißbegier, mit seidigen Härchen und Patschhänden, die alles haben wollen und alles zerzausen. Das Leben ist leicht und schön. Ich rede genau so aufgeregt wie diese Kinder, wir vollführen alle ein großes Geschrei. Und plötzlich stimmt in diesem Lärm jemand ein altes Kinderlied an, und alle fallen ein, in einem lauten, unreinen Chor, und wir singen:

«Die junge Witwe, die junge Witwe,  
die junge Witwe möcht' nochmal heiraten,  
möchte den Grafen, den Grafen de Cabra,  
den Grafen de Cabra, ja der muß es sein. . . »

Das laute Geratter des Zuges begleitet unseren Singsang. Bei den ausgefahrenen Gleisen schlingert der Wagen ganz beträchtlich einmal nach der einen Seite, einmal nach der anderen; wir reisen wie auf einem Schiff. Unsere Stimmen klingen zwischendurch ganz hitzig; die Stationen fliegen schnell vorbei. Ich lasse meine Hand wieder und wieder über die weiche Mähne des winzigen Herren gleiten, der auf meinen Knien thront. Eine unbestimmbare Zärtlichkeit durchströmt mich beim Anblick dieses kleinen Menschenkindes, das ein Held des Vaterlandes werden kann. Aus meiner Manteltasche ragt fürchterlich eine Flasche heraus. Das Leben ist leicht; die Sterne funkeln in der schwarzen Unermeßlichkeit. . .

Da, als der Lärm gerade am lautesten ist, hält der Zug. Eine Stimme schreit ärgerlich: «Yeles, eine Minute!» und mich überfällt ein tiefes

und schmerzhaftes Erschrecken. Ich muß aussteigen. Ich weiß weder wohin ich will, noch was ich will. Warum bin ich überhaupt ausgestiegen? Warum nicht sitzen geblieben? Was habe ich eigentlich vor? Was will ich denn in dieser gottverlassenen Station? Der Zug hat sich wieder in Bewegung gesetzt und rollt mit dumpfem Gerassel in die düstere Gegend. Einen Augenblick rühre ich mich nicht von der Stelle, noch ganz benommen verfolge ich das rote Auge, das am letzten Wagen leuchtet, und in der Ferne entschwindet. Und dann sagt, wie ein feines, ironisches, hinterhältiges Stimmchen, etwas in mir: «Na, du kleiner Bürger, hast du nicht eben gesagt das Leben sei leicht? Nun wirst du's ja sehen.» Der Bahnsteig liegt völlig verlassen; mürrisch und mitleidlos hat ein junger Mensch eben die Lichter gelöscht.

In diesem Augenblick entschieße ich mich, meine Pilgerfahrt nach Esquivias fortzusetzen. Aber ich habe das recht vorschnell getan: ein gutmütiger Mann teilt mir mit, daß Esquivias von hier eine Stunde entfernt liegt. «Aber es wird ja einen Wagen geben, mit dem man hinfahren kann», frage ich. «Nein, um diese Zeit gibt's keine Wagen.» «Aber dann» — frage ich nocheinmal — «werde ich ja in Yeles bleiben können?» Nein, in Yeles kann ich auch nicht bleiben. Wie konnte mir nur dieser unglaubliche Gedanke in den Sinn kommen, in Yeles zu übernachten? Es ist neun Uhr abends, alle Einwohner schlafen schon, und auch wenn sie noch wach wären, wäre es nicht möglich, dort ein Gasthaus zu finden. . . . Die Sterne funkeln; in der Ferne, am äußersten Rand des Horizontes, zeigt sich ein bleicher und verschwommener Schimmer. Der Mond ist am Aufgehen. Ich lasse mir den Weg nach Esquivias sagen, und mache mich langsam auf. Schon bin ich nicht mehr der kleine Bürger, der einen Garten mit Weinlauben hat und mit zwei, mit vier, mit sechs blonden oder dunklen Kindern eine Reise macht: jetzt bin ich der kleine Philosoph, der sich ergeben den geheimen und unerbittlichen Absichten des Lebens fügt. Der Weg ist schmal und voll tiefer Wagenspuren: er schlängelt sich durch flache Felder, die von breiten, parallelen Furchen zerschnitten sind. Von Zeit zu Zeit tauchen unversehens die riesigen, düsteren Flecke verstreuter Oliven auf. Alles liegt in Schweigen. Hinter einer Bodenwelle streckt der Vollmond sein breites, bleiches Gesicht hervor. Ich gehe und gehe. Weit ab ruft ein Kuckuck — «kuck-kuck»; ein zweiter ruft etwas näher — «kuck-kuck». Ob diese ironischen und schrecklichen Vögel sich vielleicht über meine kleine Philosophie lustig machen? Ich gehe und gehe. Auf die Saatfelder folgen die Hänge mit Wein, auf die Hänge mit Wein die mit Oliven. Die Kuckucke setzen ihr melancholisches Rufen fort; der Mond wandert über den wolkenlosen Himmel. Ich gehe und gehe durch Rebenhügel, Saatfelder und Olivenhaine.

Und plötzlich höre ich im Schweigen der Nacht Hunde heulen. Ich treffe auf Steinstufen, die eine Säule tragen: es ist ein altes Mal. Und etwas weiter tritt die riesige Masse eines weitläufigen Gebäudes hervor.

Ich bin in Esquivias. Die Straßen sind verlassen; die Mauern der Höfe rücken auseinander und bilden schmale Gäßchen; die breiten Vordächer verschatten die Türen. Aus der Ferne tönt der Gesang junger Burschen, die durch die Straßen ziehen und ihren Mädchen Ständchen bringen. Wo mag der Gasthof sein? Wie ihn finden? Ein paar gutmütige Bauern, die so spät noch auf den Beinen sind — es ist zehn Uhr — erbarmen sich des Philosophen und bringen ihn hin. Ich schlage den Türklopfer an: tan, tan. Und nach ein paar kurzen Erklärungen finde ich mich in einer weißen Diele, auf einer schmalen Bank aus Föhrenholz, mit dem Wirt plaudernd, so selbstverständlich und einfach, wie das wohl auch Cervantes einst getan hat. Auf dem Schanktisch stehen blitzblankes Tongeschirr und verschiedene Flaschen; auf einem hohen Gestell sind große Krüge säuberlich aufgereiht, auf deren glasierten Bäuchen vermerkt ist: *Encarnación, Consuelo, Petra, Carmen, Emilia, Rosalia*... Das Gasthaus ist zugleich Weinschenke, und worüber sollte man Esquivias reden, noch dazu mit einem Wirt, wenn nicht über den Wein? Ich bin nun kein kleiner Bürger mehr mit zwei, vier, sechs blonden oder dunklen Kindern, auch kein kleiner Philosoph, der sich in Ergebung mit der Unabwendbarkeit seines Geschickes abzufinden weiß: jetzt bin ich ein kleiner Agent für Wein. Was wollt Ihr? Worüber soll man in Esquivias, noch dazu mit einem Schankwirt, reden, wenn nicht über den Wein? — Don Hilario hat guten; aber es ist möglich, daß er nicht verkaufen will — sagt mir der Wirt. Don Andrés el Mayorazgo, der Majoratsherr, hat noch besseren; aber vielleicht will er sehr viel Geld dafür. Auf jeden Fall steht außer Zweifel, daß ich persönlich nicht hingehen darf, um die Abschlüsse zu tätigen. Don Andrés el Mayorazgo, «der ein ziemlicher Wucherer ist», würde ja gleich mein Interesse am Kauf bemerken — natürlich — und mit den Preisen hinaufgehn; das beste wäre, wenn er, der Wirt, den Handel so nebenbei anbahnte als einer, der nicht daran interessiert ist. Elf Glockenschläge dröhnen dumpf aus nächster Nähe. Ich greife nach einem Leuchter und der Wirt geleitet mich in mein Zimmer. Es liegt im ersten Stock; man muß einen breiten, nach dem Hof zu offenen Gang durchschreiten, in dem riesige Haufen von Krappwurzeln liegen. Ich setze den Leuchter auf den Tisch: es ist ein Zimmer mit weißen, getünchten Wänden; die Türe ist breit, in vier- und rechteckige Felder unterteilt; neben dem Bett steht ein Tischchen aus Föhrenholz. Ich öffne das Fenster: der Mond beleuchtet sanft die nahen Dächer und das weite Land in der Ferne; die Hunde heulen ringsum und weit ab, kläglich, wild; hin und wieder ächzt ein Käuzchen...

## II

...Kirchenglocken wecken mich auf. Es sind drei Glocken: zwei schlagen laut und mächtig an, die dritte, wie erschreckt, verschüchtert, singt zu dieser Begleitung eine langgedehnte, sanfte und wehmütige Weise. So



wie ich heute, so mag auch Cervantes vor jedem Tagbeginn, zwischen Träumen, diese melodischen Glocken gehört haben. Noch ist es Nacht. Das Licht des anbrechenden Tages erhellt noch nicht den Spalt an der Türe und am Fenster. Ich schlafe wieder ein. Bald darauf wecken mich die selben Glocken, die selben, dröhnenden Begleitschläge und die selbe, sanfte Weise aufs neue. Schon zeichnet das Licht des neuen Tages glänzende Streifen und Punkte auf das Holz der Türen. Im Stock über mir gurren Tauben und trippeln auf meiner Zimmerdecke herum; die Spatzen lärmen fürchterlich; eine Amsel singt in der Ferne... Das Land ist grün; nachdem ich das Fenster geöffnet habe, sehe ich draußen ein weißes Häuschen, deutlich sich abzeichnend, verloren in der weiten Ebene; in meiner Nähe, zur Linken, zeigt ein riesiges, altes Haus, eines von diesen, für die Mancha typischen, düsteren, immer verschlossenen Häusern, seine drei alten Balkone mit verblichenen, geheimnisvollen, beunruhigenden Holzladen vor den Türen.

Ich habe das Zimmer verlassen und den Gang betreten, bin dann das enge Treppchen hinuntergestiegen und einen Augenblick im Hof stehen geblieben. Das Gasthaus ist ein alter, gebrechlicher Backsteinbau; es steht in der Calle del Rosario, Ecke Calle del Ave-Maria, zwei Straßen, wie es sie nur in Spanien gibt. Vielleicht hat einmal ein gewichtiger Hidalgo in diesem Hause gewohnt; seine Balkone sind immer verschlossen, die Fenster verzogen und schwarz geworden. Ein hoher Taubenschlag überragt den Teil des Gebäudes, der die Ecke bildet, und daher stammt auch der Name, den das Gasthaus führt: *Das Türmchen*. Vielleicht hat in diesem Hause einmal ein gewichtiger Hidalgo gewohnt. Esquivias ist ein Ort mit feudaler und kriegerischer Tradition. 1576 — acht Jahre vor Cervantes Heirat — berichtet der Gemeindevorstand auf eine Anfrage des Monarchen, daß Esquivias nach den von Philipp II. befohlenen, noch nicht herausgegebenen «*Relaciones topográficas*» 250 Einwohner zähle, und daß von diesen 37 Hidalgos von uraltem Adel seien. Und diese Hidalgos heißen Bivares und Salazar wie der Vater von Cervantes Braut, Avalos, Mejías, Ordoñez, Barrosos und Palacios wie die Mutter von Cervantes Braut, Carrizos wie einer der Helden in Cervantes Erzählung «*La Ilustre Fregona*», Argandoñaz, Guevaras, Vozmedianos und Quijadas wie der gute Don Alonso, der berühmte Don Quijote. «Was die Gelehrsamkeit betrifft» — fügen die vom Gemeinderat hinzu — «so ist ihnen nichts bekannt, daß es in Esquivias hervorragende Persönlichkeiten gegeben habe, aber das Waffenhandwerk hat viele Hauptleute und Fähnriche und tapfere Männer aufzuweisen gehabt.» Von hier stammten — Ihr werdet ihre Namen kennen — der Hauptmann Pedro Arnalte, «der in Alcalá de Benaraz fiel und den die Mauren getötet haben», der Hauptmann Barrientos, der Hauptmann Hernán Mejía, der Hauptmann Juan de Salazar, der Fähnrich Diego de Sobarzo, der Fähnrich Alonso Mejía, der Fähnrich Pedro de Mendoza, der, wie Ihr wißt, «bei der Eroberung

von La Goleta als erster dort die Fahne aufpflanzte, wofür ihm Kaiser Karl V. 250 Dukaten schenkte». «Und so hat es» — schließen die Bürger, unter Bezugnahme darauf — «in der Vergangenheit viele Männer gegeben, die den Königen mit der Waffe gedient haben, so wie sie das jetzt in Flandern für Don Juan tun».

Esquivias hat schon seit alters Abenteurer und Soldaten hervorgebracht. Sein Boden ist arm und ausgedorrt, von den 2505 Hektaren, die bebaut werden können, zählt auch nicht eine zu den bewässerten. Die Menschen leben kümmerlich in diesen großen, baufälligen Häusern oder fliehen, das freie, reiche, schweifende Leben suchend, weit weg von diesen Straßen, durch die ich jetzt gehe, weit weg von diesem einförmigen und durstigen, flachen Land, über das ich meine Blicke schweifen lasse. . . Der Tag ist herrlich, der Himmel von einem tiefen Blau; eine leichte Schläfrigkeit, eine sanfte, lähmende Schwere entströmt den Dingen. Ich komme auf einen weiten Platz; das Rathaus mit seinem niederen, von dorischen Säulen getragenen Portikus, tritt an der einen Seite hervor, verschlossen, lautlos. Alles schweigt; alles ruht. Mit der den Hunden kleiner Orte eigenen Trägheit streicht ab und an, den weiten Raum durchquerend, ein riesiger Hofhund herum, der, ohne zu wissen warum, einen Augenblick einhält und sich dann über ein steiles Gäßchen in der Ferne verliert. Ein Spatzenschwarm fällt schnell über den Boden her, pickt, hüpf und spielt, steigt wieder auf im Handumdrehen und entschwindet, laut zwitschernd, mit wohlhlüstigem Flügelgeflatter in die wolkenlose Bläue. In der Ferne zittert, schneidend, in metallnem Ton, der unversehens die durchscheinende Klarheit ringsum zerreißt, das langgezogene Gekrähe eines Hahnes.

Ich wandere durch die Straßen und über die Plätze, gehe von einer Seite auf die andere, benommen vom heißen Atem des erwachenden Frühlings. Die Türen stehen auf und lassen die mit Kieselstein ausgelegten kleinen Höfe sehen mit einem krummen Weinstock und einem Strauch voll leuchtender Pfaffenhütchen. Von der Calle de la Fé gehe ich in die des San Sebastián, von der des San Sebastián in die der la Palma, von der der la Palma in die der Caballeros. Diese Namen der Straßen spanischer Orte haben etwas, das einen anzieht und fesselt, ohne daß man sagen könnte warum. Ich halte einen Augenblick im Gäßchen de la Daga ein, dem Dolchgäßchen. Gibt es in einem alten Hause wohl etwas, das mehr zum Träumen verlockt, als diese weiten, baufälligen Gänge, ohne ein einziges Möbelstück, ohne einen Laut und mit einer kleinen Türe? Gibt es in einer Stadt wohl etwas Verlockenderes, als eines dieser kurzen Gäßchen — wie das de la Daga — in dem niemand wohnt, das von den Mauern der Höfe gebildet wird, vielleicht mit der — immer verschlossenen — breiten Toreinfahrt zu einem Innenhof, und dessen Hintergrund das offene Ackerland bildet, vielleicht ein flacher, mit Saatfeldern bedeckter, kleiner Hügelrücken?

Meine Betrachtungen dauern nur einen Augenblick: aufs neue wandere ich durch die engen Gäßchen. «Die Eigenart der Häuser, die es in diesem Orte gibt», sagen die Bewohner von 1576, «besteht darin, daß sie Innenhöfe haben, einige auch ein zweites Stockwerk, und aus Lehm und Gips sind.» Die schweren Fenstergitter stehen mürrisch hoch; die riesigen Schutzdächer der alten Hofportale ragen, zermürbt von den Jahren und schief, weit vor. Ich mache mich daran, die kleinen Täfelchen zu entziffern, auf denen mit winzigen, blauen Buchstaben der Name der Straßen vermerkt ist. Und eines davon läßt mich jählings erschrecken. Gebt gut acht, ich habe da eben gelesen: *Calle de Doña Catalina*. . . Und gleich darauf gehe ich um die Ecke und lese dort auf einer anderen Kachel *Plazuela de Cervantes*. Das ist wahrhaftig erstaunlich und ungeheuerlich; ohne Zweifel stehe ich vor dem Hause des Dichters. Ich bleibe vor der Türe stehen und versuche dieses ungewöhnliche, überraschende Haus einer prüfenden Betrachtung zu unterziehen. Aber eine alte Frau — eine dieser Alten kleiner Orte, schwarzgekleidet und lautlos — taucht aus der Tiefe auf und kommt auf mich zu. Vielleicht, denke ich bei mir, begehe ich da, als einer, der von Draußen kommt, ein Unbekannter, eine riesige Indiskretion, wenn ich mich mit einem fremden Haus beschäftige; ich ziehe meinen Hut und sage, während ich mich verbeuge: «Verzeihung, ich wollte mir dieses Haus nur etwas genauer ansehen.» Darauf läßt mich die schwarzgekleidete Frau ein hereinzukommen. Und so abwegig es mir vorher geschienen hatte ein fremdes Haus betreten zu wollen, erscheint es mir nun — auf Grund eines dieser psychologischen Wunder, die Euch sehr wohl bekannt sind — in diesem Augenblick ganz logisch, ja höchst natürlich, daß mich diese Alte eingeladen hatte, die Schwelle zu überschreiten. Alles, seit Urbeginn, war schon dafür bereit, damit eine schweigsame Frau einen nicht weniger schweisgsamen Philosophen einladen könne, ihr Haus zu betreten. Und ich trete ruhig ein. Als dann noch zwei junge Leute erscheinen, die mir einen wohlerzogenen und klugen Eindruck machen, unterhalte ich mich mit ihnen mit der selben Selbstverständlichkeit und der selben Logik. Das Haus ist von einem vorgelagerten Hof mit hohen Mauern umgeben, in dem ein Weinstock und ein Brunnen sind, der Boden ist mit kleinen Steinen gepflastert. In der Tiefe zurückliegend, erhebt sich das Haus; es hat zwei große Türen, die in eine Vorhalle führen, die die ganze Fassade einnimmt. Die Sonne flutet in breiten, schimmernden Wogen herein; ein Kanarienvogel singt. Und ich betrachte eingehend zwei große und stark nachgedunkelte Ölgemälde mit Szenen aus der biblischen Geschichte, die an den Wänden hängen. Dann steigen wir auf einer breiten Treppe mit schönem Holzgeländer, die sich rechterhand befindet, zum Hauptgeschoß hinauf, und finden uns in einem Salon von gleicher Größe und Weite, wie die der Vorhalle unten. Die beiden geräumigen Balkone stehen weit auf; auf dem Boden sind in den leuchtenden Lichtquadraten, die die



Sonne dort bildet, einige Blumentöpfe symmetrisch angeordnet. Alles ist von einer blendenden Sauberkeit; alles ist mit dieser rührend klaren, aber — das muß auch gesagt werden — tyrannischen Symmetrie der Häuser der kleinen Provinzstädtchen geordnet. Wir gehen durch kleine Türen und große mit schön verzierten Feldern; es ist ein ganzes Labyrinth von Säulen, Zimmern, Gängen und Schlafzimmern, die da, recht ordnungswidrig und höchst malerisch, aufeinander folgen. Dies hier ist ein Salon von rechteckigem Format, der mit roten Sitzmöbeln ausgestattet ist, und in dem einen, aus seinem Rahmen über dem Sofa, ein Herr aus der Zeit von 1830 betrachtet. Dies ein enger, kleiner Raum mit einem kurzen Gängchen, das zu einem Fenstergitter führt, an das sich Cervantes gelehnt hat, und von dem aus er das Land, das endlose und einsame, schweigende, einförmige und düstere Land, sah. Dies ist ein Schlafzimmer mit einer winzigen, niederen Türe und einem Wandschirm aus Spiegelglas; hier schliefen Cervantes und seine Frau. Ich betrachte lange diese mit Kalk übertünchten Wände, die einmal Zeugen der glücklichen Stunden des Ironikers waren...

Und dann sehe ich mich wieder unten, in der Vorhalle, in der Sonne sitzend, zwischen dem Grün der Blumentöpfe. Der Kanarienvogel singt; der Himmel ist blau. Ich sagte es bereits: seit Urbeginn war alles schon dafür bereit, damit ein Philosoph dieses Augenblickes innerer Genugtuung teilhaftig werden könne, in der Vorhalle des Hauses, in dem einst die Braut eines großen Mannes lebte. Aber nun wird eine schreckliche Begebenheit — vielleicht auch schon seit Jahrmillionen vorgesehen — in mein Leben treten! Die Bewohner dieses Hauses sind von ausgesuchter Höflichkeit; in einem Zimmer nebenan waren ein paar Worte gefallen, und plötzlich sehe ich ein reizendes und lebenswürdiges Mädchen auf mich zukommen. Ich stehe, etwas erregt, auf: es ist die Tochter des Hauses. Und für einen Augenblick glaube ich in dieser schlanken und feinen Mädchengestalt — wer kann schon seine Phantasie im Zaune halten? — die Tochter des Don Hernando Salazar zu sehen, die Braut von Miguel de Cervantes in höchsteigener Person. Könnt Ihr meine Bewegung verstehen? Aber es liegt darin etwas so Zwingendes und Überwältigendes, daß meine Phantasie gar nicht zum Zuge kommt. Das lebenswürdige junge Mädchen, das da vor mich hingetreten ist, hält in der einen Hand ein kleines Tablett mit Gebäck und in der anderen ein zweites mit einem Glas voll goldenen Weines aus Esquivias. Und damit beginnt der kleine und entsetzliche Konflikt. Derartiges passiert an sich in den Häusern auf dem Lande ja alle Tage; meine Erfahrung in bezug auf das Leben in der Provinz — Ihr wißt das ja — half mir auch schnell, mich aus der Affäre zu ziehen. Wenn ich — sagte sie mir — eines von diesen riesigen Gebäckstücken, wie man sie in der Provinz herstellt, nehme, muß, während ich es esse um nachher noch den Wein zu trinken, dieses entzückende Mädchen, das heißt die Braut des Cervantes, vor mir,

das heißt einem Unbekannten ohne Bedeutung, wartend stehenbleiben. Ergab das nicht eine ziemlich gezwungene Situation? Habe ich etwa nicht schon von weitem gesehen wie sie errötete, als sie durch die Türe kam? Ich habe also so wenig wie möglich von einem dieser riesigen, im Haus gebackenen Kuchen genommen und den Wein schnellstens hinuntergestürzt. Das Mädchen stand neben mir, ohne sich zu rühren, von Rot überflammt, die Augen auf den Boden geheftet. Und ich dachte während der wenigen Minuten, in denen ich mich darnach mit dieser feinen und höflichen Familie unterhielt, an Catalina Salazar Palacios — die Bewohnerin des Hauses im Jahre 1584, dem Jahr der Verheiratung von Cervantes und an Rosita Santos Aguado, die heutige Bewohnerin. In meiner Phantasie tritt die eine an die Stelle der anderen. Und da der Augenblick des Abschieds gekommen ist, habe ich zum letzten Male das entzückende Mädchen an der Türe, unter dem blauen Himmel, zwischen den Blumen betrachtet — die Braut des Cervantes.

Am Spätnachmittag habe ich dann zur Quelle von Ombídales, in der Nähe des Ortes, gehen wollen, wo die Liebste des Dichters ihren Wein gebaut hat. Es war abgemacht, daß ich diesen Spaziergang in Begleitung des Ortsgeistlichen — dem würdigen Nachfolger des Priesters Pérez, der Cervantes einst traute — und Don Andrés el Mayorazgo, dem Majoratsherrn, unternehmen sollte. Die alten Weinberge, die die Familie Salazar in dieser Gegend besaß, gibt es schon lange nicht mehr; die jungen der Herrador, Albino und Espino sind ausgerissen worden. Die Quelle entspringt in einer Mulde; aus einem langen Eisenrohr, das an einer Steinplatte befestigt ist, rinnt ein dünnes Wasserfädchen und sammelt sich allmählich zu zwei großen, tiefen Pfützen. Breite, vom Pflug zerfurchte Hänge dehnen sich auf beiden Seiten, in weichen Wellen verfließend. Die Ferne ist durch das blaue Band der Berge wie mit einem Pinselstrich abgeschlossen. Die Dämmerung brach an. «Dies hier» — hat der Geistliche gesagt — «ist der Weg der Liebespaare von Esquivias.» «Hier herum» — hat der Majoratsherr, ironisch unterstrichen, hinzugefügt — «habe ich, wenn das Getreide hoch steht, viel und Betrachtliches sich tun sehn.»

Langsam kommt die Nacht. Im Westen glänzt der Himmel auf in weichen, perlmutteten Tönen. Die weite, einförmige, düstergraue Ebene liegt in Schweigen. Hinter einem flachen Hügelrücken tauchen die schwarzbraunen Dächer des Ortes auf. Die Sterne funkeln, wie sie es gestern Nacht taten und alle Nächte hindurch in alle Ewigkeit tun. Und ich gedenke der Worte, die bei diesem verdämmerndem Licht, in dieser melancholischen Ebene, der Ironiker seiner Liebsten gesagt haben mag — einfache Worte, alltägliche Worte, größere Worte als alle Worte seiner Werke.